müßte erst ein Gesetz erlassen werden, das die Kontrolle sämtlicher Haushaltungen ermöglicht, das das gesamte amerikanische Volk also unter Polizeiaufsicht stellt. Es fehlt nicht an Fanatikern, die den Rest der amerikanischen Freiheit ihrer Monomanie gern opfern möchten in der schönen Erwartung, daß sich dann die Trockenlegung Amerikas restlos durchführen ließe. Selbst wenn in diesem Lande die Narrheit auf der ganzen Linie siegen sollte, müßte schließlich eine noch schärfer angezogene Prohibition an ihren eigenen Durchführungsmitteln, die den Keim des Bürgerkrieges in sich tragen, zugrunde gehen.

Noch ein Wort über die Qualität des amerikanischen Hausgetränks. Der auf kalifornischem Boden gewachsene Wein konnte selbst in seiner besten Zeit, d. h. vor der Prohibition, als Kelterung und Gärung nach allen Regeln einer in alten Kulturländern erprobten und bewährten Technik vor sich gingen, niemals den Vergleich mit deutschen oder französischen Marken aushalten. Die California-, ebenso die Ohioweine waren zwar alkoholreich, es fehlte ihnen aber die Blume, die in mehr oder weniger das Erzeugnis einer uralten Kultur ist. Bei den hausgestellten Weinen ist dieses Manko noch offenkundiger, aber immerhin genügen sie dem nicht verwöhnten Gaumen durchaus. Die Hefenfabrikation, die sich gerade unter dem Prohibitionsgesetz zu einer recht beachtlichen Industrie entwickelt hat, sorgt für eine fortschreitende Veredelung der Weinhefen. Auch aus den eigenen Erfahrungen der Selbstherteller, die Gelegenheit haben, den Kampf der echten Hefen gegen schädliche Eindringlinge zu beobachten, lassen sich wertvolle Nutzanwendungen ziehen. Heute genießt man die „Marke Prohibition" im allgemeinen mit einem vielsagenden Augenzwinkern und liebenswürdigem Verzeihen. Es ist eben noch keine Meister vom Himmel gefallen. Aber wer kann wissen, was kommen wird. Die Prohibitionisten haben sich vorgenommen, die ganze Welt zu erobern. Vielleicht wird in nicht zu ferner Zukunft „Marke Prohibition", wenn auch nicht die Welt, so doch den amerikanischen Kontinent erobern und entzücken.

In einem deutsch-brasilianischen Landstädtchen.

Von Dr. Worbs-Münster.

Einen langen Kometenschweif von glühenden Holzfunken nach sich ziehend, tritt der Rapidzug aus dem Urwald in die freie Ebene, aus der vereinzelt freundliche Häuschen auftauchen. Die Fahrt verlangsamt sich, und die Wagenschlange kommt am Bahnhof von Joinville zum Stehen.

Joinville im Staate Santa Catharina — so fremdartig sein Name, und trotzdem eine blinkende, blitzende, traute deutsche Kleinstadt. Elftausend von dem Dutzendtausend Einwohner reden deutsche Zunge.

Sie ist auch nicht fix und fertig vom Himmel gefallen. Im Gegenteil, schmerzvoll waren ihre Geburtswehen. Zuerst versuchte es 1851 ein Häuflein mutiger Deutscher mit einigen Norwegern und Schweizern. Aber das Kindlein wollte nicht gedeihen. Gar manchmal dachte man verzagt daran, daß „Sumpfloch" wieder aufzugeben. Da griff der Prinz von Joinville, ein Schwager Don Pedros II., zusammen mit dem Hamburger Kolonisationsverein ein und gab der Niederlassung Namen und Unterstützung. Hierauf ging's langsam voran. Und heute ist Joinville ein schmuckes, aufblühendes Gartenstädtchen, in dem eine aufstrebende Industrie zu Hause ist: Webwaren, besonders Strümpfe, dann Baubedarfsartikel vom Nagel bis zum Firstbalken.

Himmel! ist das ein Leben auf dem kleinen Bahnhof. Das schwätzt und drängt und wimmelt durcheinander. Und nur deutsche Laute, wo man hin hört bis zu dem Mulattenbengel, der das Handgepäck zu erobern trachtet.

Im Autobus geht's durch die lange Zufahrtsstraße zum Städchen. Ueberall an den Häusern deutsche Namen und Inschriften. „Hotel zu den sieben Schwaben von Peter Müller" zur Rechten, „Gastwirtschaft von Heinrich Borgmeier" zur Linken. Und der drallen Bäckersfrau vor dem Laden nebenan, mit den beiden Blondköpfchen an der Schürze und dem Sprößling auf dem Arm, der sieht man, noch ehe sie den Mund aufmacht, an, daß sie aus Westfalen stammen muß.

Die ganze Straße entlang wehen Fahnen und verwelkte Girlanden. Gerade hat Joinville seinen 75. Geburtstag eine Woche lang festlich begangen. Noch brummt manchem Joinviller der Schädel. Viel ist geredet und gefeiert worden. Der Präsident des Staates Santa Catharina war selbst erschienen, sogar ein Prinz von Joinville, der jetzige Kronprätendent. Von Regierungsseite hob man den Wert der kolonisatorischen Tätigkeit der Deutschen lobend hervor, pries ihre Zähigkeit und ihren Fleiß. Aber was nützen Worte? — Seit dem Krieg sind die Deutsch-Brasilianer recht unzufrieden. Man hat die frühere Selbstverwaltung erheblich beschnitten. Jetzt führt der brasilianische Beamte das Steuer. Doch das Schiff steht still. Viel Abgaben heißt die Losung, dafür wenig Gegenleistung. Gute, alte Straßennamen werden umgetauft — gerade wie bei uns —, und man tut so, als ob brasilianische Arbeit alles geschaffen habe.

Im Zentrum am Cachoeira wirkt Joinville fast großstädtisch. Da reckt sich das vierstöckige Palasthotel zum Himmel, da stehen sich die beiden schmucken Kirchen gegenüber, werden die Bürgersteige breiter, und die Ladenauslagen mehren sich. Wie zum Aerger für die Deutschen, — gerade, wie um zu zeigen „Seht, wir können's auch!" — hat man soeben hier in der Mitte der Stadt einen Riesenbau errichtet, den brasilianischen Klub, das einzige nach dem Kriege neu geschaffene Gebäude größeren Stils.

Den schönsten Schmuck des Ortes bilden seine Gartenanlagen. Die Allee von himmelragenden, schnurgeraden Königspalmen, die zum Regierungsgebäude führt, steht der bekannten Palmenstraße am Manguekanal in Rio kaum an Stattlichkeit nach. Und im neu angelegten Stadtgarten mit dem Musiktempelchen herrscht eine bewundernswerte Fülle von Bambusstauden, Araukarien und Kakteen.

Fällt der Blick von der Stadtmitte nach allen Seiten frei auf die laubbedeckten Hügel im Kreise, so glaubt man sich nach Thüringen versetzt.

Auch die Deutschen da draußen sind dieselben wie daheim mit allen Fehlern und Vorzügen. Vereinsmeierei, Zank und Klatsch sind an der Tagesordnung. Das aber muß zu ihrem Lob gesagt werden: politisch stehen sie auch nach dem Kriege fast insgesamt auf dem Boden der Vorkriegszeit, die Flaggenänderung verstehen sie einfach nicht, sie hängen mit ganzem Herzen an der Heimat, wie sie früher war. Natürlich ist es nicht zu vermeiden, daß den im Lande geborenen Deutschen die dortige Landessprache geläufiger wird als die Elternsprache. Es sind eben die Laute, die ständig an ihr Ohr dringen, die sie im Geschäftsleben und während des Militärdienstes anwenden müssen. Da ist aber kaum ein Sohn oder Enkel deutscher Abstammung, der nicht seine Muttersprache, wenn auch mit einigen brasilianischen Beitaten, wenigstens einigermaßen beherrschte.

Rühmenswert ist die Gastlichkeit, die sie in unbegrenztem Maße jedem Landsmann — und sei er noch so fremd — zu teil werden lassen. Auch unser Gastfreund hält uns zurück, bis die Abfahrtszeit des Zuges längst verstrichen ist. Lächelnd beteuert er uns immer wieder, daß man in Brasilien noch reichlich Zeit habe. Und richtig, als uns das Auto am Bahnhof absetzt, heißt es: „Zwei Stunden Verspätung" — wie immer. Der Brasilianer rechnet schon damit. Hier herrscht als oberster Grundsatz: „paciencia".

Ein schlechtes Jahr.

Senatspräsident i. R. K. v. Hatzfeld berichtet in seinen Erinnerungen an Professor Jostes, den verstorbenen münsterischen Germanisten, einen niedlichen Vers aus einem Kirchenbuch der Gemeinde Dürrweitschen b. Pappendorf in Sachsen. Jostes weilte 1884, damals angehender Privatdozent, in Pappendorf. Das Dorf Dürrweitschen fiel ihm wohl deshalb auf, weil es bei 15 Bauernstellen einen eigenen Pastor hatte. Für die Dürftigkeit dieser Pfründe sprach der besagte Vers, den Jostes von einem Lehrer erhielt. Er stammt aus den 40er Jahren und lautet:

„Gestorben keins,
Geboren eins,
Und das war meins.
Getraut ein Paar,
Das des Lehrers Sohn und des Pfarrers Töchterlein war,
Dafür hab ich nichts genommen.
Wie soll ich da zu Gelde kommen?"

Die Vorrede.

Ronsard, der berühmte französische Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, besang zehn Jahre lang seine erste Geliebte.

Dann aber machte er Lobgedichte auf das Fräulein Helena von Sugères. Sie war Hoffräulein bei der Königin Katharina von Medici, von unbescholtenem Rufe, aber nichts weniger als schön.

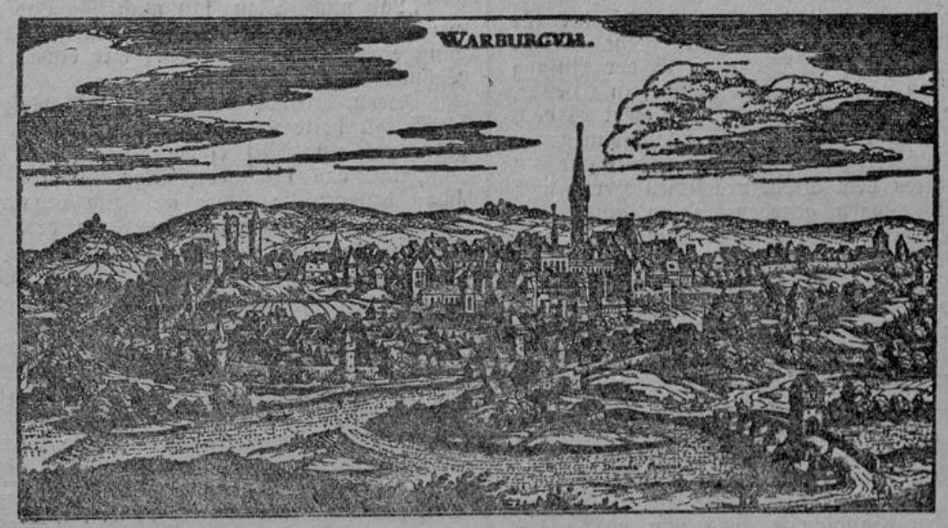
Sie bat den Kardinal Perron, zu den erotischen Gedichten Ronsards eine Vorrede zu schreiben und in ihr dem Publikum verständlich zu machen, daß der Dichter stets nur eine platonische Liebe für sie gehegt habe.

„Mademoiselle," erwiderte Perron mit feinem Lächeln, „wir wollen die Vorrede lieber weglassen und Ihr Bildnis dem Buche voranstellen."

H. B.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 25 — 30. März 1927 — 2. Jahrgang

Im Schatten des Verdachts.

Roman von Fritz Skowronnek.

18) Copyright by Greiner & Comp., Berlin W. 30. Nachdruck verboten.

11. Kapitel.

Der Forstmeister hatte eben seine Posttasche erhalten und geleert. Die Verfügungen der Regierung, Anfragen von verschiedenen Behörden und dergleichen reichte er dem Forstschreiber hinüber. Nur ein amtliches Schreiben, das mit einem kleinen Zeichen versehen war, öffnete er selbst. Es enthielt die Mitteilung, daß die Regierung den Forstamtsassessor Born nach Wesztallen versetzt habe. — Gedankenvoll sah er den lichten Wölkchen nach, die seiner Zigarre entstiegen. Das war der Wink mit dem Zaunpfahl — Die verblümte Aufforderung, seine Pensionierung zu beantragen. —

Er fühlte sich trotz seiner sechzig Jahre noch gar nicht ruhebedürftig, aber ein Keil treibt den andern. Der junge Nachwuchs drängte von unten herauf, da mußten die alten Bäume Platz machen. — Dann gab's noch ein Schreiben, ein Fest und eine Rede, in der alle seine Verdienste um den Staat mit lobenden Worten anerkannt wurden, und dann mußte er hinaus aus dem Wald, den er dreißig Jahre lang gehegt und gepflegt. Früher war das anders. Da ließ man die alten Knasterbärte von Grünröcken in ihrem Amt, solange sie noch zu Wagen den Wald befahren konnten. Da wußte man doch, daß alte Bäume, die mit ihren Wurzeln tief im Erdreich stehen, sich nicht versetzen lassen, ohne daß man die Wurzel ihrer Lebenskraft durchschneidet. —

Er schloß die Personalakten des Assessors, die dem Brief beilagen, in seinen Schrank und stand auf: „Gruber, die Regierung schickt uns einen Assessor her, einen Herrn Born. Machen Sie schnell eine Eingabe an die Steuerbehörde in Pillkallen, ob sie das leerstehende Haus in Serbenten vermieten will. Der Assessor kann darin wohnen. Ist sonst noch etwas Wichtiges zu erledigen?"

„Nein, Herr Forstmeister."

„Dann will ich anspannen lassen und in den Wald fahren."

Als er eine Viertelstunde später aus dem Hoftor bog, begegnete er dem Knecht, der ihm Heimbachers Brief brachte. Er erbrach ihn und las ihn kopfschüttelnd. —

„Ein sonderbares Geheimnis," dachte er, „das über dem Mann schwebt. Er scheint wirklich krank zu sein. Will mal sehen, ob ich ihm helfen kann. Nach Wersmeinaken," rief er dem Kutscher zu.

Als er auf den Hof der Försterei fuhr, kam ihm Heimbacher entgegen, frisch, mit elastischem Schritt. „Ich wollte eben in den Wald gehen, Herr Forstmeister."

Jetzt kam auch Frau Olga hinzu. „Ja, Herr Forstmeister, ich bin so glücklich. Mein Mann ist heute wie verwandelt. Er hat die Nacht hindurch ruhig und fest geschlafen, hat eben gut gefrühstückt."

„Das freut mich, nun wollen wir mal Ihre Gesuche in Ruhe besprechen —" Er trat mit den Försterseuten ins Zimmer. „Also erstens Ihr Urlaubsgesuch, Heimbacher. Das wird glatt bewilligt werden, wenn ich es befürworte, und das will ich gern tun. Ich will sechs Wochen beantragen. Und dann warten wir erst ab, wie die Kur bei Ihnen anschlägt, ehe wir das Versetzungsgesuch weiterreichen. Ich glaube zu wissen, was Ihnen fehlt. Nehmen Sie mir es nicht übel, Heimbacher, was ich Ihnen jetzt sagen will. Sie waren seit Jahren gewöhnt, sich abends erst etwas Bettschwere zu holen, ehe sie schlafen gingen."

„Das leugne ich gar nicht, Herr Forstmeister."

„Das ist es, was Ihnen jetzt nach meiner Meinung fehlt. Sie haben bei der Angelegenheit Birkner einen schweren Nervenchoc erlitten, und dann plötzlich der Alkohol gemieden. Das verträgt Ihr Körper nicht."

„Herr Forstmeister," warf jetzt die Frau ein, „Sie haben ganz recht. Gestern abend hat mein Mann beim Schreiben ein paar Glas Moselwein getrunken. — Gleich ist er ein ganz anderer Mensch geworden."

„Also Heimbacher, wenn der biedere Alkohol solch eine wohltätige Wirkung auf Sie ausübt, dann trinken Sie eben. Es braucht ja nicht so viel zu sein, wie früher, und auch das Kartenspiel können Sie lassen."

„Ich rühre keine Karte mehr an, Herr Forstmeister. Das ist ja meine Krankheit, daß ich mir immer den Vorwurf mache, an dem Tode Birkners schuld zu sein. Ich habe ihn am Kartentisch bis in die Nacht festgehalten."

„Das brauchen Sie nicht, und das dürfen Sie nicht, Heimbacher. Kein Mensch trägt in solchem Falle eine Verantwortung. — Nun lassen Sie das Grübeln und fahren Sie nach Königsberg, den Urlaub dazu gebe ich Ihnen, und lassen Sie sich von einem tüchtigen Arzt untersuchen. Dann gehen Sie irgendwo hin zu einem Verwandten oder Kollegen, das wird nicht viel kosten, und leben ver-

gnügt in den Tag hinein. Ich hoffe, Ihnen dazu eine Unterstützung auszuwirken. Und wenn Sie gesund wiederkommen, werfen wir das Versetzungsgesuch in den Ofen."

„Wir danken Ihnen vielmals für Ihre Güte, Herr Forstmeister," rief die Frau. —

Der alte Herr winkte mit der Hand. „Ich tue für meine Beamten, was in meinen Kräften steht. Lange wird's nicht mehr dauern. — Für mich ist der Anfang vom Ende da. In den nächsten Tagen kommt ein Assessor, Born heißt er. Na, so schnell, wie ich denke, geht es doch nicht — ein Jahr wird man mir wohl noch gönnen. — Adieu, Frau Heimbacher, pflegen Sie den Mann gut —"

Die Eheleute hatten dem alten, prächtigen Herrn noch das Geleit bis zum Wagen gegeben. Dann ging Frau Olga in ihre Wirtschaft, während Heimbacher auf dem Hofe herumspazierte. — Das war alles gut gemeint von dem alten Herrn. — Und daß er ihm den Urlaub erwirken würde, war sicher. Aber was half es ihm? Er konnte doch hier nicht fortgehen? Wenn in seiner Abwesenheit ein Drohbrief anlam und seiner Frau in die Hände fiel? Gar nicht auszudenken!

Bei seiner Wanderung war er bis ans Hoftor gekommen. Er blieb stehen und wartete den Postboten ab, der eben auf dem Fußweg durch den Wald angeschlendert kam und seine Taschen öffnete, als er den Förster am Tor stehen sah. Schon von weitem erkannte Heimbacher an dem Format und der Handschrift, was ihm wieder bevorstand. Seine Hand zitterte, als er den Brief entgegennahm. Hastig barg er ihn in der Tasche und ging ins Haus.

Als die Frau eine halbe Stunde später nach ihm sehen kam, saß er auf dem Sofa. — Der Kopf war ihm vornüber gesunken, die Arme hingen kraftlos am Körper herab. Mit einem unterdrückten Schmerzenslaut setzte Frau Olga sich neben ihn und umschlang ihn mit den Armen.

„Um Gotteswillen, Heimbacher, was ist dir? Bist du krank?"

Er antwortete nur durch ein leichtes Kopfnicken.

„Dann leg dich ins Bett — ich werde den Arzt holen lassen."

Jetzt schüttelte er den Kopf. Angstvoll bog die Frau sich vor und sah ihm ins Gesicht. Er versuchte zu lächeln.

„Laß mich, Olga, laß mich. — Das sind meine Nerven. — Ich glaube, der Forstmeister hat recht — ich muß etwas trinken — bring mir etwas — einen großen Schnaps —"

„Gern, Heimbacher, wenn's dir bloß hilft."

Eiligst holte sie die Flasche und goß ihm ein Weinglas voll ein. Mit einem Zug stürzte er es hinunter. — „Ach, das tut wohl, Olga — so — jetzt wird mir schon besser." Er stand auf und begann in der Stube auf und ab zu gehen. Die Frau beobachtete ihn dabei — ihre Angst begann zu weichen. —

„Heimbacher, das ist eine wirkliche Krankheit — Nervenschwäche. — Dagegen gibt es doch Mittel — du mußt wirklich zum Arzt —"

„Wollens abwarten. — Der Schnaps hat ja schon geholfen. — Aengstige dich nicht, ich fühle mich wieder ganz wohl — ich werde jetzt die Zeitung lesen."

„Der Briefträger war also schon da — sag mal Heimbacher — hast du vielleicht eine böse Nachricht erhalten?"

„Nein, nein, Olga — mir wurde mit einem Male so schlecht, grün und blau vor den Augen."

Frau Olga war gegangen, weil ihre Pflicht als Hausfrau sie in die Küche rief. Aber ihre Gedanken weilten bei ihrem Mann. Ihre Besorgnis hatte eher zu- als abgenommen. Denn nun war der Verdacht in ihr erwacht, daß ihr Mann in eine sehr böse Geschichte verwickelt sein müsse, die ihn so erregte. — Die Hast, mit der er zuletzt geantwortet hatte, bestärkten sie noch in der Annahme, daß er etwas vor ihr verbarg. — Ohne Zweifel hatte er einen Brief erhalten. — Aber was? Was? — Ein brenzlicher Geruch, der ihr in die Nase stieg, sagte ihr, daß sie über dem Grübeln ihre Pflicht versäumt hatte. —

(Fortsetzung folgt)

Papst Pius XI.

Zu seinem 70. Geburtstage..



Am 31. März feiert Papst Pius XI. seinen 70. Geburtstag, nachdem er erst vor kurzem (12. Februar) die Wiederkehr des Tages seiner Papstkrönung festlich begehen konnte. Wie die ganze katholische Christenheit an diesem Tage mit Anteil nahm, so wird noch mehr der 70. Geburtstag des Heiligen Vaters in der ganzen Welt Anlaß zum Bekenntnisse der Liebe und Treue zu diesem hervorragenden Hüter der katholischen Christenheit werden.

Achilles Ratti, wie unser jetziger Heiliger Vater seinem Familiennamen nach heißt, wurde geboren am 31. März 1857 in dem Städtchen Desio in Oberitalien, als Sohn eines Webers. Der kleine Achilles besuchte zunächst die Volksschule, eine Privatschule, die von dem Priester Volontieri geleitet wurde. Mit zehn Jahren kam er dann in die Mittelschule, die er mit ausgezeichnetem Erfolge absolvierte, und später in das Priesterseminar in Mailand. Da er sich durch außerordentliche Fähigkeiten auszeichnete, wurde er bald auf die berühmten römischen Studienanstalten geschickt, wo er dem Studium der Rechtswissenschaft, Philosophie und Theologie oblag und auch den Doktortitel erwarb. Am 20. Dezember 1879 empfing er die heilige Priesterweihe in Rom.

Bald aber kehrte er von Rom nach Mailand zurück und trat eine Stellung als Professor am dortigen Priesterseminar an. Als im Jahre 1888 die berühmte Bücherei „Ambrosiana" in Mailand, die allein an die 250 000 Bände und 15 000 Handschriften zählt, einen Sekretär benötigte, wurde der noch junge Professor für diesen verantwortungsvollen Posten auserwählt. Zwanzig Jahre verbrachte er fortan an dieser Bibliothek, die er in den Jahren 1907 bis 1910 selbständig leitete, zugleich ein Zeichen, wie lieb ihm diese Tätigkeit geworden war. Und trotzdem ging er in dieser Lieblingsneigung nicht auf, sondern ging eifrig seinen priesterlichen und seelsorgerischen Pflichten nach, predigte, spendete die hl. Sakramente und leitete Vereine usw. Inzwischen war sein Ruf als Gelehrter schnell nach Rom gedrungen, wohin ihn Papst Pius X. im Jahre 1914 an die vatikanische Bibliothek berief. Schon nach vierjähriger Tätigkeit wurde er ihr oberster Leiter. Zu Ende des Weltkrieges wurde er von dem Papste als Vertreter des Heiligen Stuhles in besonderer Mission nach Polen entsandt und bald darauf zum Nuntius ernannt und zum Bischof geweiht. Als der Erzbischof von Mailand, Kardinal Ferrari starb, ernannte Papst Benedikt XV., am 13. Juni 1921, den damaligen Nuntius Ratti zum Nachfolger und verlieh ihn gleichzeitig den Kardinalshut. Doch nur von kurzer Dauer sollte hier sein Wirken sein: Am 6. Februar 1922, wurde er zum Papst gewählt und am 12. Februar fand die feierliche Krönung statt.

In überaus schwieriger Zeit hat Pius XI. den Heiligen Stuhl bestiegen. Die Nachkriegszeit mit all' ihrem Elend, mit ihren Folgen und Veränderungen, auf nationalem und sozialem Gebiete stellte auch an die Oberste Leitung der Katholischen Kirche ganz enorm erhöhte Anforderungen. Galt es doch zunächst einmal die vielen Quellen des Völkerhasses zu verstopfen, die Kinder seiner katholischen Kirche, die der furchtbare Weltkrieg so auseinandergerissen hatte, wieder allmählich mit einander auszusöhnen, eine Aufgabe, die ganz besonderer Geschicklichkeit bedurfte, und der auch nur ein Mann von der Klugheit und Weitsichtigkeit wie Papst Pius XI. gewachsen war. Schritt für Schritt mußte er hier vortasten, um nicht in den Verdacht der Einseitigkeit, bald einer besonderen Fürsorge für die besiegten und schwer bedrängten Völker Mitteleuropas, bald einer gewissen Ententefreundlichkeit zu geraten. Und doch verstand er es nach allen Seiten mit gleicher Liebe und wohltuender Wärme segensreich zu wirken. Er sieht es gewissermaßen als seine Lebensaufgabe an, in Verfolg der christlichen Nächstenliebe immer nur das Werk des Friedens und der Völkerversöhnung zu pflegen.

Aber sein Blick geht weiter. Er hat von Anfang an klar erkannt, welche Gefahren der Ausgang des Weltkrieges der doch immerhin die verschiedenen Nationen und Völker zum Erwachen gebracht hat, welche Gefahren vor allem im fernen Osten drohen. So suchte er denn mit Rußland alsbald zu einem diplomatischen Einverständnis zu kommen, wandte vor allem der Missionstätigkeit seine besondere Aufmerksamkeit zu. Davon zeugen: Die Missionsausstellung des Heiligen Jahres im Vatikan, das herrliche Missionsrundschreiben „rerum ecclesiae", vom 28. Februar 1926, ferner die Weihe von 6 chinesischen Bischöfen Ende 1926.

Mit der Verbreitung der wahren Lehre Christi unter den Völkern der Erde will Papst Pius XI. eine Schicksalsverbundenheit auf der Basis des alle vereinigenden katholischen Glaubens und katholischer Sittenlehre begründen, und so die friedliche Verständigung in den Völkern und unter den Völkern herbeiführen. Eine sehr schwere Aufgabe, aber auch eine selten hohe Aufgabe, eine Aufgabe, der aber wiederum nur eine Persönlichkeit gewachsen ist von der überragenden Kraft, die schon durch die geistige Gewalt und die hohe Autorität als Nachfolger Christi auf dem Lehrstuhle in Rom gegeben ist.

Ein gutes Weinjahr — in Amerika.

Von James G. Millner-Chicago.

Die italienische Weinbaukolonie in Sonoma County, Californien, versandte unter dem Eindruck der guten Weinernte an ihre Kunden folgende Ankündigung: „Da die Aussichten für die Herstellung leichter Weine noch sehr schwach sind, dürfte sich der Einkauf von reinem Traubensaft empfehlen. Die letzte Weinernte ist jetzt versandfertig und dürfte den höchsten Ansprüchen genügen. Wir liefern zwar unseren Traubensaft während des ganzen Jahres, aber wir empfehlen Ihnen unsere Herbsttrauben, weil erfahrungsgemäß damit die besten Resultate erzielt werden und Sie zu Weihnachten eine ausgereifte Ware haben."

Es ist nicht schwierig, den Sinn dieser Offerte der zwischen den Zeilen verborgen liegt, zu entziffern. Der Amerikaner hat ohnehin ein feines Verständnis für Anzeigen, die sich auf die Herstellung der im Gebiet der USA. verpönten geistigen Getränke beziehen. Eine gut organisierte Industrie für „Home brew" sorgt seit Jahren dafür, daß die zur Selbstherstellung von Wein und Bier erforderlichen Rohstoffe in jeder Menge auf dem Markt zu haben sind. Onkel Sam hat zwar in väterlicher Fürsorge für sein Volk eine gewaltige Flotte ausgerüstet, um den Import von Alkohol zu verhindern, und im Inlande eine Armee von Alkoholschnüfflern aufgestellt, der die schöne Aufgabe zufällt, die bevormundungsbedürftigen Bürger vor dem Schnapsteufel zu schützen — den einheimischen Selbstversorgern steht er aber trotz Volstead Act und Verfassung vollkommen hilflos gegenüber. Amerika ist auf dem besten Wege, sich in ein Weinland umzuwandeln. Allerdings dürften die Marken „California" und „Ohio" nicht immer den Ansprüchen verwöhnter Kenner genügen. Aber mit der Zeit wird es schon werden!

Als die Prohibition dekretiert wurde, gerieten die Weinbauern an der pazifischen Küste in helle Verzweiflung. Denn nun war ja das Ende aller Trinkfreudigkeit und Weinpoesie von der selbst das nüchterne Amerika einen Hauch verspürt hatte, gekommen. Die Weinreben wurden zum Teil ausgerottet und die Gärten zum Anbau „nützlicherer" Dinge erschlossen. Große Flächen wurden zum Gemüsebau umgestellt. Leider stockte der Absatz. New York und die anderen großen Städte des Ostens dankten für californischen Kohl; ihre Staaten produzierten selber genug davon.

Aber da die Not erfinderisch macht und der Geschmack sich nicht ohne weiteres nach einer obrigkeitlich dekretierten Norm orientiert, so entstand aus dem Publikum heraus eine Nachfrage nach Weintrauben, die bald solchen Umfang annahm, daß die Weinbauern sich reumütig an den Wiederaufbau ihrer Gärten heranmachten. Das Geschäft lohnte sich besser denn je, und der Verwertungszweck der Trauben ging ja die Erzeuger nichts an. Betrug die Ausfuhr von Weintrauben aus Californien im Jahre 1918, also ein Jahr vor Erlaß des Prohibitionsgesetzes, 12 062 Waggonladungen, so stieg sie im Jahre 1920 auf 38 000, im Jahre 1925 auf 81 884. Dabei stieg der Preis der Trauben um das Drei- bis Vierfache. Die Weinbauern waren begeistert und priesen die Weisheit der Gesetzgeber in Washington, insonderheit die des großen Prohibitionisten Volstead, der für die Verankerung des nach ihm benannten Gesetzes in der Verfassung Sorge getragen und ihnen damit ein so schönes Geschäft verschafft hatte.

Die letzte Ernte kann als eine Rekordernte bezeichnet werden. Nach der Regierungsstatistik beziffert sich die gesamte Traubenproduktion in den Vereinigten Staaten auf 2 399 237 Tonnen. Davon fallen allein auf die pazifische Küste 2 113 078 Tonnen, der Rest fällt auf die Staaten New York Michigan Ohio und Pensylvanien. Die meisten Trauben wandern in die östlichen Staaten, wo sie der weiteren Behandlung unterworfen werden. In New York sind nach der Schätzung des Colonel L. Brown in „The Independent", die sich auf statistisch errechnete Einfuhrziffern von Trauben stützt, 25 500 000 Gallonen Wein hergestellt worden, in Boston 7 800 000. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen in diesen Städten 3 Gallonen Wein (etwa 12 Liter). Nicht mit eingerechnet in diese Ziffern sind die Fruchtweine, die jahrein, jahraus aus Aepfeln und Strauchobst aller Art in den meisten Haushaltungen hergestellt werden.

Diese dürren Ziffern sprechen eine beredte Sprache. Während Weinherstellung und -Konsum vor der Prohibition in den Städten kaum in Frage kam, entwickelt sich Amerika jetzt mehr und mehr zu einem Wein trinkenden Lande und zwar, wie es nicht anders sein kann, unter gänzlichem Ausschluß der öffentlichen Lokale. Die Prohibitionsagenten rühmen sich ihrer Erfolge in der Aufhebung von Moonshine-Destillen, woran gar nicht zu zweifeln ist, der Aufhebung der häuslichen Alkohol-Produktionsstätten stehen sie aber völlig hilflos gegenüber. Es